

NERIMAN
YAMAN

Mein
Sohn,
der Salafist

Wie sich mein Kind
radikalisierte und ich es
nicht verhindern konnte

© des Titels: »Mein Sohn, der Salafist« von Neriman Yaman (978-3-86882-764-4)
2016 by mvg Verlag, Münchner Verlagsgrouppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.mvg-verlag.de>

Prolog

Es gibt da ein Sprichwort: Wer die Schönheit der Sterne erkennen möchte, der muss lernen, die Dunkelheit zu akzeptieren. Man akzeptiert Dinge, die man nicht beherrschen kann. Die Dunkelheit lässt sich nicht beherrschen. Sie kommt schleichend. Und irgendwann ist sie einfach da. Sie umgibt uns. Und wenn wir sie in diesem Moment nicht akzeptieren, dann frisst sie alles auf. Die Schönheit. Die Hoffnung. Das Leben.

Die letzten Tage in meinem Leben waren sehr dunkel.

»Du bist nicht alleine«, sagte mein Bruder. »Wir sind da. Wir sind alle da. Wir stehen das hier zusammen durch.« Wenn mein Bruder einen solchen Satz sagt, dann ist dieser Satz ein Versprechen, und ich wusste, dass ich mich auf die Versprechen meines Bruders verlassen kann. Er hat recht. Meine Familie ließ mich nicht alleine. Meine Brüder und Schwestern, meine Cousinen, Onkel und Tanten, die ganze Familie war in diesen schweren Stunden bei mir. Sie kamen, um nachzufragen, sie kamen, um zu trösten, sie kamen und brachten Brot und Suppe. Es verging kein Tag, an dem wir keinen Besuch empfangen. Ja, in dieser schweren Zeit waren sie alle da. Nur Yusuf fehlte. Ich schloss die Tür zu seinem Zimmer. Ich konnte es nicht ertragen, an ihn erinnert zu werden. Mein Herz war gebrochen.

»Bald werden wir ihn ja wiedersehen«, sagte mein Mann und versuchte, mich zu trösten. Es waren nur noch drei Tage, nur noch zwei Tage. Mein Zeitgefühl hatte ich mittlerweile vollkommen verloren, die Stunden wollten nicht vergehen, die Minuten zogen sich zu einer schmerzvollen Ewigkeit. Bald, sagte mir mein Mann. Bald, sagte ich mir selbst und zitterte bei dem Gedanken. Ich hatte Angst vor dieser Begegnung. Ich hatte Angst, meinen eigenen Sohn wiederzusehen.

Und dann war es so weit. Die ganze Nacht über hatte ich nicht geschlafen. Ich lag mit offenen Augen im Bett und mein Kopf war leer. Ich hatte alles durchdacht. Alle Möglichkeiten, alle Szenarien – jeden Gedanken durchgespielt. Was, wenn Yusuf uns nicht sehen wollte? Was, wenn Yusuf seinen Fehler nicht einsehen würde? Was, wenn ...? Um 5 Uhr 30 stand ich auf. Ich machte mich fertig, weckte meinen Mann Hüseyin und meine Tochter. Alles geschah mechanisch. Als würde ich nur noch funktionieren. Nur durchhalten, nicht denken, bloß nicht mehr denken. Wir frühstückten gemeinsam. Wortlos. Es war erdrückend.

Um 6 Uhr 30 verließen wir das Haus. Die Sonne ging gerade über Gelsenkirchen auf und tauchte das alte Arbeiterviertel in ein mildes Licht. Die Luft war ganz klar und frisch. Wir gingen vorbei am *Yagur-Markt 2*, dem türkischen Lebensmittelgeschäft meiner Eltern. Die Rollläden waren heruntergelassen. Es stand schon seit einiger Zeit leer. Irgendwann waren die Kosten zu hoch geworden, mein Vater konnte sich den Laden nicht mehr leisten und musste ihn nach neunzehn Jahren schließen. Ein Nachmieter ist bis heute nicht gefunden. Das Ladenschild prangt noch immer an der Wand, wie ein Mahnmal. *Yagur-Markt 2*.

Wir wechselten die Straßenseite und stiegen in unseren alten Opel Astra. Mein Bruder war schon da und setzte sich ans Steuer. Wir hätten das nicht mehr geschafft, weder Hüseyin noch ich. Als wir losfuhren, sprang das Gedankenkarussell wieder an. In meinem Kopf spielten sich erneut alle möglichen Szenarien ab. Wie würde Yusuf auf uns reagieren? Das letzte Mal hatten wir uns vor zehn Tagen gesehen. Auf dem Polizeirevier. Da hatten wir noch die Hoffnung, die leise Hoffnung, dass er am Abend mit uns zurück nach Hause kommen dürfe. Wie naiv wir gewesen waren. Wie lange ich brauchte, um zu realisieren, was wirklich passiert war.

Ich schaute aus dem Fenster, während die Stadt an mir vorbeizog. »Scheiß BVB«, stand auf einer Hauswand und von den Balkonen wehten türkische Landesfahnen. Wir fuhren durch Ückendorf. Unser Viertel. Es hat keinen guten Ruf. »Sozialer Brennpunkt«, heißt es in den Medien. Aber was heißt das schon? Wir waren schon immer hier. Ich mag die Gegend, ich mag die Menschen.

Und dann ließen wir Gelsenkirchen hinter uns. Die Fahrt zog sich hin. Mein Mann saß auf dem Beifahrersitz und sprach mit sich selbst.

»Das musste ja passieren«, sagte er. »Das musste einfach passieren. Es war die Lektion, die er brauchte. Anders lernt er es nicht. Es musste passieren. Es ist gut, dass es passiert ist.« Ich kenne meinen Mann. Er konnte noch so oft sagen, dass alles gut ist, wie es ist, aber nichts ist gut, wie es ist. Gar nichts ist gut. Und das wusste er.

Ich musste immer wieder mit den Tränen kämpfen. »Reiß dich zusammen«, sagte mein Bruder dann. »Weine jetzt nicht. Du musst stark sein. Stark für die Familie.« Meine Tochter

wollte von all dem nichts mehr hören. Sie hatte genug, steckte sich die Kopfhörer in die Ohren und drehte die Musik auf.

Nach einer guten Stunde kamen wir endlich an. Justizvollzugsanstalt Iserlohn. Ein kalter Betonklotz mitten im Nichts. Erbaut in den Siebzigerjahren. Platz für 284 Insassen. Und vor dem Gebäude steht eine riesige Mauer mit aufgerolltem Stacheldraht obendrauf. Mein Bruder hielt den Wagen an. Wir starrten sprachlos auf diese riesige Mauer. Die Mauer, die mich von meinem Sohn trennte. Die Stille war erdrückend. »Los«, sagte mein Mann. »Fahr weiter. Wir müssen da durch.« Dann fuhren wir durch das große Eingangstor und parkten den Wagen.

»Ich warte hier«, sagte mein Bruder. »Grüß den Jungen.«

Wir betraten die JVA und kamen in einen kleinen Raum. Hinter einer großen Glasscheibe saß ein Mann in Uniform.

»Guten Tag«, sagte ich. »Yaman. Wir wollen unseren Sohn besuchen. Yusuf.«

»Besuchserlaubnis«, sagte der Beamte scharf und deutete auf eine Schublade.

Ich kramte das Papier aus meiner Handtasche, legte es gemeinsam mit unseren Ausweisen in das Sicherheitsfach und schob es dem Beamten zu. Der Mann studierte das Papier, studierte unsere Ausweise und schob sie dann gemeinsam mit einem Schlüssel durch die Sicherheitsschublade zurück.

»Packen Sie Ihre Sachen bitte in das Schließfach hinter Ihnen. Bargeld ist nur bis dreißig Euro erlaubt. Keinen Cent mehr.«

Wir zählten das Geld ab, packten unsere restlichen Sachen in den großen Spind und gingen durch den Metalldetektor. Danach wurden wir von zwei Beamten abgetastet. Eine junge Frau fühlte über mein Kopftuch.

»Nur zur Sicherheit«, sagte sie kühl. Ich nickte.

Wir kamen in einen Warteraum. An der Wand hing ein Bild. Ein Kunstwerk. »Als Gedenken an die Opfer der terroristischen Anschläge in Paris«, stand da. Wir setzten uns auf die Stühle und schwiegen uns an. Nur die Klimaanlage brummte. Ich fühlte mich wahnsinnig verloren. Neben uns saß noch ein junges Mädchen. Sie kannte sich hier offenbar schon etwas besser aus und lächelte uns an. Die Zeit schien nicht zu vergehen.

Nach einer halben Stunde tat sich endlich etwas.

»Familie Yaman?«

Ein Beamter bedeutete uns mitzukommen. Er öffnete eine Tür und schloss ein massives Gitter auf. Als ich das laute Scheppern des Tores hörte, zuckte ich zusammen. Ich kannte dieses Geräusch nur aus Filmen. Wir liefen über einen langen Gang. Der PVC-Boden musste noch ein Relikt aus den Siebzigerjahren sein. Die Wände waren orange gestrichen und es roch nach Kunststoff. Ich fühlte mich unwohl, ich hatte das Gefühl, mein Kreislauf würde jeden Moment zusammenbrechen. Das war so surreal. Ein Albtraum, der nicht enden wollte. Am Ende des Ganges war ein kleiner Kiosk.

»Wenn Sie Ihrem Sohn etwas mitbringen möchten, können Sie das hier kaufen«, sagte der Beamte.

Vor dem Kiosk saß ein kleiner freundlicher Mann ohne Uniform.

»Das erste Mal hier?«, fragte er mit einem Lächeln auf dem Gesicht und erklärte uns alles. Wir konnten für die dreißig Euro einkaufen und stellten Yusuf ein paar Dinge zusammen, von denen wir wussten, dass er sie mag. Ein Sechserpack Mineralwasser, Kekse, Knoppers, Schokolade, Würstchen. Der kleine Mann nahm die Sachen und schweißte sie in einer Tüte

ein. »Wir hinterlegen sie in einem Schließfach. Nach Ihrem Besuch werden die Lebensmittel Ihrem Sohn ausgehändigt.«

Und dann wurden wir in den Besuchsraum geführt. Raum G110. Ein kleines, enges Zimmer mit einem Holztisch in der Mitte. Der Raum war heruntergekommen. Die Stühle viel zu klein und kaputt. Und in den Tisch waren Namen eingeritzt. Wahrscheinlich die Namen von Häftlingen, die hier schon einsaßen. Ihre Art von Erinnerungskultur. Ansonsten sah der Raum fast so aus wie der Spielraum in einem Kindergarten. An der Wand hing eine Tafel. Kreide gab es nicht.

»Wofür ist die?«, fragte ich den Beamten, der uns begleitet hatte und sich nun auf einen Stuhl am Türeingang setzte. Er zuckte mit den Schultern.

»Keine Ahnung. War schon immer hier. Hören Sie: Man wird Yusuf gleich hereinbringen. Ich werde im Raum bleiben und muss Ihre Gespräche mithören. Das ist Pflicht. Sie sprechen bitte Deutsch.«

»Natürlich«, sagte ich.

Ich war aufgeregt. Meine Tochter legte ihre Hand auf meine. »Ganz ruhig, Mama. Das wird schon.« Mein Mann starrte auf den Boden.

Und dann kam Yusuf. Was für ein Schock. Er ist so dünn geworden. Seine Haare, seine schönen, langen Haare, die er immer so pflegte. Sie waren fettig und durcheinander. Er trug einen Pullover, der ihm viel zu groß war. Voll mit Farbklecks. Seine Jeans war zerrissen. Gefängnisklamotten. Da stand er also. Wie ein Häufchen Elend. Ich musste mich beherrschen, nicht gleich in Tränen auszubrechen. Meine Tochter drückte meine Hand ganz fest. Als wollte sie mir sagen, dass ich stark bleiben solle. Und ich blieb stark. Ich wollte es nicht noch schwieriger machen.

Prolog

Yusuf senkte den Blick. Er konnte uns nicht ansehen. Uns nicht in die Augen gucken. Er versuchte zu lächeln, um sich nicht anmerken zu lassen, wie nervös er war. Aber ich kannte seine Körpersprache: Sein Gesicht war rot. Sein Kinn zitterte. Als würde er gleich in Tränen ausbrechen. Ich war zerrissen. Wer war dieser Junge, der da vor mir stand? Ein Terrorist? Der Junge, der vor einem Sikh-Tempel eine Rohrbombe gezündet und dabei drei Menschen verletzt hatte? Oder war das immer noch mein Sohn? Mein geliebter Yusuf? Ich war so unendlich wütend. Und gleichzeitig so unendlich traurig. Mein Gott. Er war doch noch ein Kind. Er ist gerade sechzehn Jahre alt geworden. Ich nahm sein Gesicht in meine Hände und schaute ihn an. Ich schaute in seine dunklen Augen. Yusuf. Mein Yusuf. Wie hatte es bloß so weit kommen können?

© des Titels: »Mein Sohn, der Salafite« von Neriman Yaman (978-3-86882-764-4)
2016 by mvg Verlag, Münchner Verlagsgrouppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.mvg-verlag.de>

© des Titels »Mein Sohn, der Salafist« von Neriman Yaman (978-3-86882-764-4)
2016 by mvv Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.mvv-verlag.de>

Vorspiel

Die Geschichte von Yusuf ist auch die Geschichte meines Lebens, und wenn man diese Geschichte wirklich begreifen will, mit all ihren Verstrickungen, all ihren Wendungen und Versuchen, die Dinge hin zu einem Besseren zu wenden, dann muss man sie von Anfang an erzählen. Und dieser Anfang liegt an einem Ort, der aus der Welt gefallen scheint. Einem Ort, an dem es all die Begriffe noch nicht gab, die sich viele Jahre später über unsere Familie legen sollten wie eine dunkle Wolke, die nie wieder zu verschwinden scheint: Salafismus, Dschihad, Terror.

Diese Geschichte beginnt in Sinop. Einer kleinen Hafenstadt am nördlichsten Zipfel der Türkei. Direkt am Schwarzen Meer. Anatolien. Dort lebten meine Großeltern. Sie sagten immer, dass die Welt in Sinop noch in Ordnung war, weil die Welt nicht bis nach Sinop kam. Tatsächlich scheint es so, als wäre die Moderne an ihrem kleinen Dorf einfach vorbeigezogen. Meine Großeltern hatten etwas Land. Sie hatten Tiere. Hühner, Kühe, Ziegen. Sie hatten ein Haus und einen Brunnen und vielmehr brauchten sie auch gar nicht. Meine *Nene*, meine Oma, erzählte mir einmal, dass es in Sinop kein Geld gab. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob es in Sinop wirklich kein Geld gab oder ob meine Großeltern einfach nicht mit Geld in Berührung kamen. Sie brauchten es einfach nicht. Alles,

was sie brauchten, haben sie angebaut und das, was sie nicht anbauen konnten, haben sie mit den Nachbarn getauscht. Es war ein einfaches Leben. Und meine Großeltern waren genügsam. Aber sie waren nicht naiv. Ihnen war klar, dass die Zeiten sich ändern würden, auch wenn diese Veränderungen bisher nur langsam bis nach Anatolien vorgedrungen waren. Sie wussten, dass die Art, wie sie lebten, in der Zukunft keinen Bestand mehr haben könnte. Und dann bekam mein Opa, mein *Dede*, ein Angebot. Ein Angebot aus Deutschland.

In den Sechzigerjahren suchten große deutsche Firmen händeringend nach Gastarbeitern. Nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Wiederaufbau des Landes erlebten die Deutschen gerade ihr *Wirtschaftswunder*. Nach rund fünfzehn Jahren Armut lag das Versprechen von Wohlstand in der Luft. Die Geschäfte liefen wieder. Die Wirtschaft florierte, die Löhne stiegen und die Unternehmen kamen gar nicht mehr nach mit ihrer Produktion. Darum beschloss die deutsche Regierung, Gastarbeiter ins Land zu holen. Sie meinten das durchaus wörtlich. Die Arbeiter, die kommen sollten, sollten Gäste sein, die ein wenig Geld verdienen und nach ein paar Jahren wieder in ihre Heimatländer zurückgingen. Das war zumindest der Plan.

Als mein Großvater hörte, dass es die Möglichkeit gab, nach Deutschland zu ziehen, soll er eine Woche lang überlegt haben. Sieben Tage lang zog er sich zurück. Er sprach kein Wort mit meiner Nene. Er dachte nach, rechnete alle Möglichkeiten durch, wog die Vorteile und die Nachteile ab, und schließlich eröffnete er seiner Frau, dass er es tun werde. Er werde nach Almanya gehen. Nach Deutschland. Widerworte ausgeschlossen. Er tat das weder für sich noch für sie. So dachte mein Dede nicht. Er tat das für seine Kinder und

deren Kinder und die Kinder der Kinder seiner Kinder. Im Winter 1967 brach er dann auf. Nach Almanya. In die neue Welt.

Es ist in unserer Familiengeschichte nicht überliefert, wie Dede reagierte, als er aus der sonnenverwöhnten Hafenstadt Sinop mit einem Schiff abreiste und über einige Stationen viele Wochen später in seiner neuen Heimat ankam. Und diese Heimat dann ausgerechnet Gelsenkirchen war. Eine dreckige Industriestadt im Herzen des Ruhrpotts. Und das auch noch im tiefsten deutschen Winter. Für ihn war Almanya nur ein Wort. Damals gab es kein Internet. Er hatte kein Bild von Deutschland. Und selbst wenn er eines gehabt hätte, es wäre sicherlich nicht das von Gelsenkirchen gewesen.

Mein Dede bekam einen Job in der Zeche. Er arbeitete wie ein Verrückter. Er wohnte in einer kleinen, einfachen Wohnung und schickte alles, was er sich zusammensparen konnte, zurück in die Türkei. Nach zwei Jahren wurde es meiner Großmutter zu viel. Für sie war diese Trennung ein Albtraum. Verdientes Geld hin, verdientes Geld her. Sie setzte ihrem Mann ein Ultimatum. Genauso wie Dede damals im Allein-gang entschieden hatte, nach Deutschland zu ziehen, musste er jetzt wieder eine Entscheidung treffen: Entweder sorgst du dafür, dass die gesamte Familie nach Deutschland nachziehen kann, oder du kommst zurück in die Türkei. Mein Dede hatte sich mittlerweile an Deutschland gewöhnt. Er sprach zwar nur gebrochenes Deutsch, aber er hatte sich auf seine Weise integriert. Er hatte einen Job, eine Wohnung und einen kleinen türkischen Freundeskreis.

Die Gastarbeiter bildeten eine eigene Gemeinschaft, blieben weitgehend unter sich. Meistens teilten sie sich den Wohnraum, den Arbeitsplatz und die Freizeit. Sie halfen sich gegenseitig, in einem völlig fremden Land zurechtzukommen, und irgendwann waren sie untereinander so vernetzt, dass sie eine Art Parallelgesellschaft bildeten. Für die Deutschen war das okay. Sie betrachteten die Gastarbeiter als Gäste, die hier arbeiteten, nicht als voll integrierte Staatsbürger. Und Dede wollte eine bessere Zukunft für seine Kinder. Nach zwei Jahren erkannte er, dass Deutschland ihnen diese Zukunft bieten könnte. Also entschied er sich dafür, seine Familie nachzuholen.

Am Anfang schien alles gut zu laufen. Dede ging weiter in der Zeche arbeiten und verdiente Geld, Nene schmiss den Haushalt und ihre Söhne besuchten die Schule und lernten Deutsch. Alles lief wie geplant. Und dann starb Dede. Herzinfarkt. Völlig unerwartet. Ein Schock für die Familie. Nene war verzweifelt. Sie war jetzt ganz alleine mit ihren Kindern in einem fremden Land, beherrschte die Sprache nicht und hatte keine Ahnung, wie es weitergehen sollte. Mittlerweile waren große Teile der Familie nach Deutschland zum Arbeiten nachgezogen. Die meisten von ihnen in den Ruhrpott, dort kannte man sich ja, dort hatte man einen Anlaufpunkt. Sie alle setzten sich zusammen und überlegten sich eine Lösung. Onkels, Tanten, Cousins diskutieren hin und her und dann wurde beschlossen, dass die beiden Söhne von Nene arbeiten müssten. Anders wäre es nicht möglich. Anders ließe sich die Miete nicht bezahlen. Einer der Jungs war mein Vater. Er war gerade einmal dreizehn Jahre alt und in der fünften Klasse, als er aus der Schule herausgerissen wurde. Baba mochte die Schule. Aber er wusste, dass es für ihn keine andere Wahl

gab. Es ging um die Existenz der Familie und er wollte sich nicht vor der Arbeit drücken. Also ging er gemeinsam mit seinem älteren Bruder zu der Zeche, bei der ihr Vater früher gearbeitet hatte.

»Für den Großen haben wir Verwendung. Du bist noch zu jung«, sagte man ihnen.

»Aber ich muss arbeiten. Bitte geben Sie mir Arbeit. Ich mache alles. Egal, zu welchem Preis«, beharrte mein Vater.

Der Mann in der Zeche musterte ihn. Der Wille meines Vaters schien ihm zu imponieren.

»Wie alt bist du, Kleiner?«

»Sechzehn«, log mein Vater.

»Hast du Papiere?«

»Nein. Nur mein Wort. Ich bin sechzehn.«

Der Zechenmann überlegte hin und her. Natürlich wusste er, dass mein Vater log. Ich weiß nicht, warum er ihn trotzdem einstellte. Vielleicht hatte er Mitleid, vielleicht sah er in dem Teenager eine billige Arbeitskraft, die man ausbeuten konnte, vielleicht war es ihm auch einfach egal. Was auch immer die Gründe waren: Mein Vater bekam einen Job. Er musste Gegenstände hin und her tragen. Tonnen. Kübel. Helme. Müll. Was alles so herumlag. Aber mein Vater war dankbar, dass man ihm überhaupt etwas anbot, also machte er seine Arbeit gewissenhaft. Das nahmen auch seine Vorgesetzten zur Kenntnis, und je älter er wurde, desto größere Aufgaben wiesen sie ihm zu. Dreizehn Jahre lang arbeitete er in der Zeche. Von morgens sechs Uhr bis nachmittags um fünf Uhr. Tag für Tag. Monat für Monat. Jahr für Jahr. Und irgendwann lernte Baba meine Mutter kennen. Sie wohnte in der Nachbarschaft. Man hatte sich schon ein paarmal gesehen. Die türkische Gemeinde im Ruhrpott war klein und

irgendjemand war sowieso mit irgendjemandem verwandt, der einen Bekannten hatte, der die Nachbarn kannte.

Es lief ganz unspektakulär. Eine Hochzeit wurde arrangiert und dann waren die beiden verheiratet. Und am 8. September 1979 kam ich auf die Welt. Mein Vater hatte noch die Worte seines eigenen Vaters im Ohr. Eines Tages, da sollen es unsere Kinder einmal besser haben als wir selbst. Das war nicht bloß so ein Spruch. Das war ein Versprechen. Das war der Grund, warum unsere Familie von Sinop nach Deutschland gekommen war. Aus dem verschlafenen Fischerdorf in den Ruhrpott. Meine Mutter erzählte mir viele Jahre später, dass Baba damals oft an meinem Kinderbett stand, seine Hand auf mein Köpfchen legte und mir dieses Versprechen weitergab. »Neriman, eines Tages sollst du es besser haben als wir«, soll er gesagt haben. »Du sollst eine gute Schulbildung bekommen. Du sollst eine Universität besuchen. Dir soll es an nichts mangeln. Dafür werde ich hart arbeiten.«

Kurz nachdem ich auf die Welt gekommen war, zogen meine Eltern nach Essen. Im Ruhrpott liegen die Städte alle eng beieinander und über den Bekannten eines Bekannten bekamen meine Eltern endlich die Gelegenheit, eine gemeinsame Wohnung zu beziehen, in der ich auch Platz hatte. In Gelsenkirchen wohnten wir noch alle zusammen bei meiner Großmutter. In Essen änderte sich das. Wir zogen gemeinsam in den dritten Stock eines uralten Gebäudes. Es war ganz fürchterlich. Wir hatten kein eigenes Badezimmer, es gab nur eine Gemeinschaftstoilette im Erdgeschoss, die Wände waren schlecht verputzt und alles wirkte furchtbar